

Santorin

Autor(en): **Meyer, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **10 (1923)**

Heft 7

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-11493>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SANTORIN

Wer Griechenland bereist, ist schon nach den ersten Tagen des Eingewöhnens nicht mehr auf Ueber- raschung und Verblüffung eingestellt, die Eindrücke sind feinerer, geistigerer Natur, und wenn man oft vor der Schönheit der Landschaft oder vor schicksalsbeladenen Trümmern staunend erschrickt, so würde ein Kino-Mensch an diesen selben Dingen achlos vorbeigehen, sie sind nicht anreisserisch-sensationell, sondern still und tief. Und wenn man schon ein halbes Jahr unterwegs ist und Attika, den Peloponnes, Delphi, Bötien, Kreta, Smyrna und Konstantinopel gesehen hat, glaubt man den Umkreis griechischer Landschaft zu kennen, man wird leise blasirt, reisemüd und eindrucks-satt. Und doch fehlt noch eine Hauptsache: die Insel Santorin. In Reisebüchern wird alles mit Superlativen angepriesen, so ahnten wir nichts, als wir, eigentlich ohne besondere Begeisterung und mehr der Vollständigkeit halber, da wir doch nun schon einmal «unten» waren, uns im Piräus nach Santorin einschifften. Doch schon hier begann das Abenteuer. Kaum aus dem engen Hafenfjord ins saronische Meer ausgelaufen, fasste uns wüster Sturm, der die ganze, sternenkla- re Nacht und den folgenden, strahlend sonnigen Tag unvermindert anhielt, der Wind pflückte den blühen- den Schaum von den Wellen und peitschte ihn als sprühenden Regenschauer wagrecht übers Meer, prasselnd schlug er an Schiffswände und Planken, und westlich Paros spülte eine schwere Sturzsee gar übers Ober- deck, am hellen Nachmittag: kein Wunder, dass wir Landratten übel seekrank wurden. Wenn man aber an 32 Stunden mit erprobtermassen restlos leerem Magen in seine Decke gewickelt flach auf dem Verdeck liegt, stellt sich ein Zustand angenehmer Schwäche ein, ein Halbschlaf, der alles aufnimmt, aber auf nichts reagiert. So wurde es zum zweitenmal Nacht, als uns plötzlich das hurtige Knattern der niedersausenden Ankerketten weckte; Geschrei von Männern, Stimmen vom Meer, offenbar aus Barken, die zum Ausbooten kamen. Ausser ihren wiegenden Laternen war nichts zu sehen; dann das scharfe Zischen von entweichendem Dampf, das periodisch unterbrochene Spulen der Winden und Schwenken der Krane. Das alles war nicht neu, man konnte also ruhig liegen bleiben. Da erschien plötzlich in unwahrscheinlicher Höhe vor den Sternen ein Lichtschein, hoch aufflammend, in der ruhigen Spiegelung unten liessen sich die dunklen Barken erkennen, in der Höhe aber die Umrisse einer Stadt, kubische Kästen und gewölbte Tonnen in unerhörter Weise über- einandergetürmt, blutrot überflackert; vor einer hellen Mauer hob sich die schwarze Gestalt des Mannes ab, der in hochehobener Hand die Fackel hielt. Das alles war eine schwebende Vision in der Finsternis, oben, unten, zu allen Seiten Nacht, schon die nächsten Schlagschatten der beleuchteten Häusermasse selber tauchten in völliges Dunkel zurück. Dann erlosch das Licht, und aus der samt-schwarzen Finsternis wagten sich wieder die sanfteren Sterne. Mühsam zog das Gangspill die Anker auf, und nachts 2 Uhr landeten wir endlich vor dem eigentlichen Hafen von Thera.

Phantastisch und märchenhaft wie dieser Anfang war alles Folgende, von letzter Unwirklichkeit, mehr Bassora aus Tausend und einer Nacht als Griechenland.

Santorin, oder Thera, ist die südlichste der Zykladen, ein riesiger alter Kraterring, an zwei Stellen so vom Meer durchbrochen, dass die Hauptinsel mehr als einen Halbkreis bildet, die Gegeninsel Therasiä weniger. Aus der Mitte des im Meer versunkenen alten Kraters tauchen neue, kleine Kraterkegel. Der Ringwall senkt sich nach aussen in sanfter Abdachung zum Meer, nach innen brechen gestufte Steilwände, bis zu 300 m hoch, unvermittelt ab. Diese Abstürze bestehen aus Laven mit zwischengelagerten, hellgelben Bimssteinbändern, alles ist zuhöchst überlagert von einer mächtigen, weisslichen Bimssteinschicht. Die Lava bildet phantastisch zerklüftete Klippen, in allen Farben von Stahlblau über jedes erdenkliche Braun bis zum tiefen Rot, oft gleichen sie an Farbe und dichter, speckiger Struktur riesigen Stücken von gestocktem Blut. Und aus diesem glühenden Rot blühen zuhöchst am Grat schneeweisse Städte, wie Schaum der Wellen rieseln die weissen Häuser über die Kante des Abbruchs in den Steilhang, wo unglaubliche Treppen- wege und Rampen und Stützmauern mit Bogen und Strebepfeilern das blendende Weiss bis zum Meer hinunterführen, wo es sich als Hafendorf in einem neuen, kleinen Delta ansammelt.

Fast alle Häuser sind vom gleichen Typus, tonnengewölbt über Rechteckgrundriss, wie riesige, weisse Koffer; einzelne vornehmere Häuser haben flachrechteckige, pilastergeteilte Fronten, dazwischen einige Bogengänge, viele Terrassen, Kapellen und unendliche Treppenwege und Torbögen, alles verwirrend und unlösbar zusammengewachsen und verklammert, die ganze Stadt scheint ein Kristallstock aus unselbständigen Einzelgliedern, oder wie ein Bienenstock, und alles blendend weiss, Wände und Gewölbe und Terrassen, die die Dächer ersetzen. Es gibt einen einzigen Baum in Thera, einen wehenden Eukalyptus im Garten Nomikós, sonst etwa kleine Orangenbäumchen und Feigen und Palmen in kleinen, hochummauerten Gärten, in denen jedes Beet von schneeweissen Mauerborten eingefasst, und weitaus der grösste Teil des Bodens gepflastert ist. Nie haben wir einen solchen Aufwand an Mauern und Treppen gesehen. Das Besondere und über- raschend Moderne dieser Bauten besteht aber darin, dass sie nicht eigentlich gemauert sind aus Steinen mit einem mörtelartigen Bindemittel, sie sind vielmehr gegossen, das Bindemittel ist die Hauptsache und in ihm schwimmen die grossen Lavabrocken, wie der Kies im Beton. Der massenhaft anstehende Bimsstein, der 30 m mächtig die Laven überlagert, liefert einen ausgezeichneten, hydraulischen Zement, der so rasch

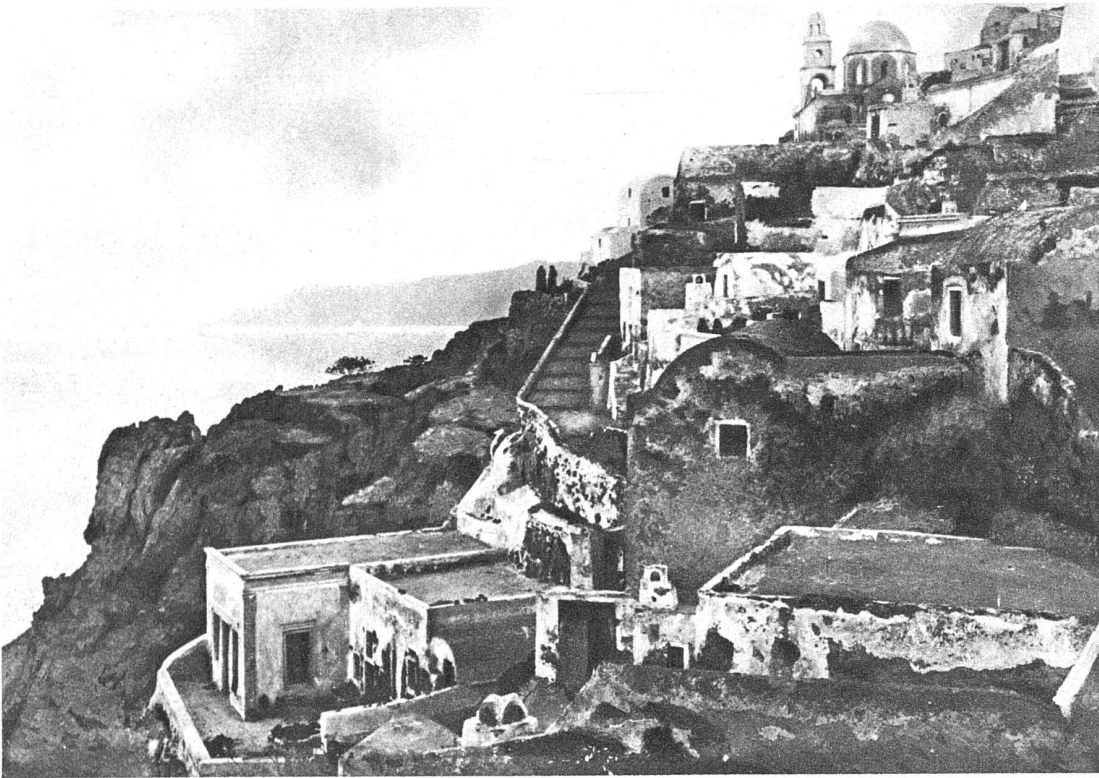


ABB. 15 THERA GESAMTANSICHT

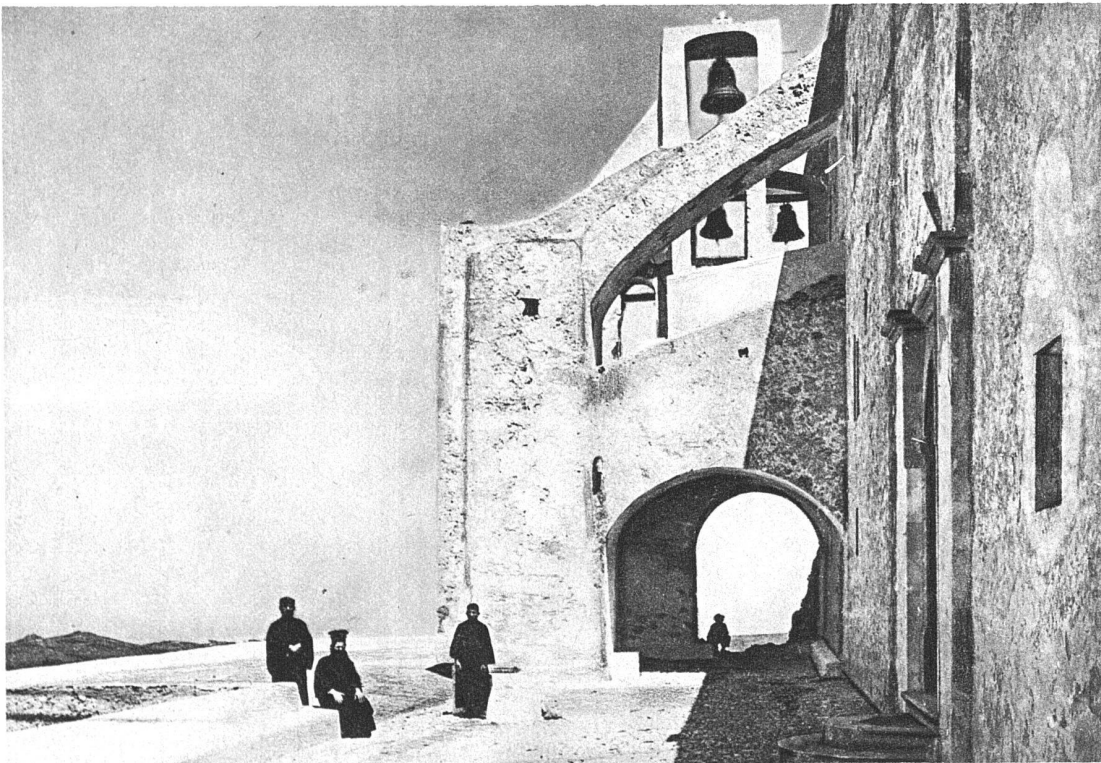
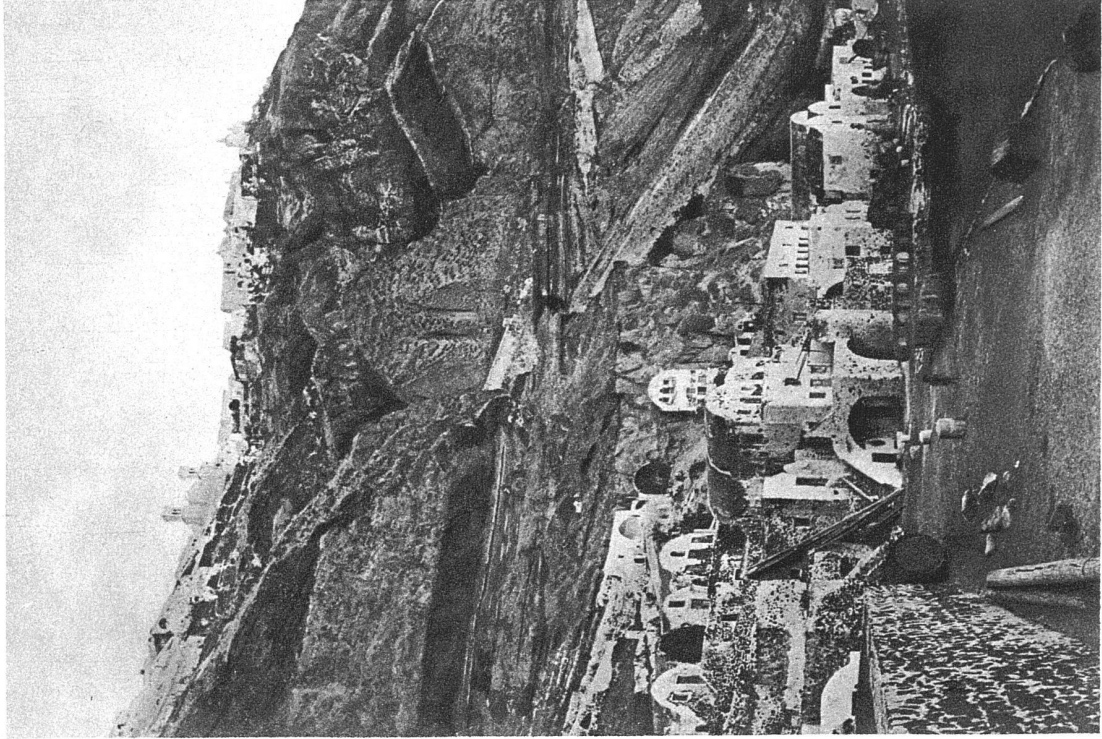
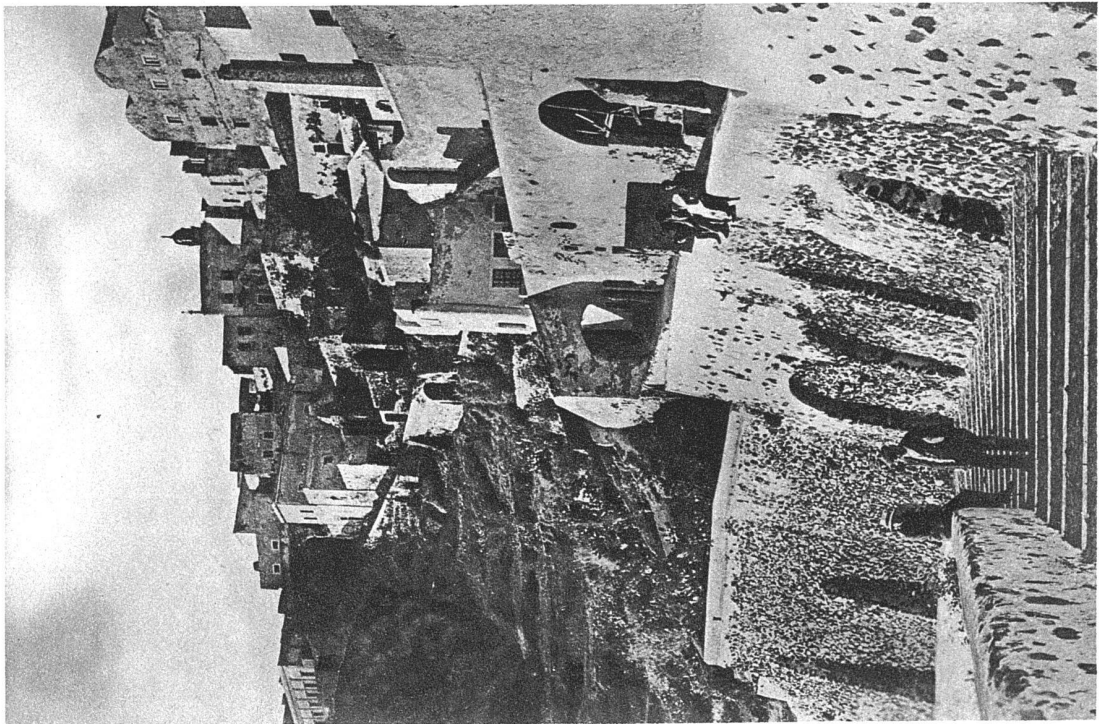


ABB. 16 THERA KLOSTER AJOS ELIAS



A B B. 17 THERA HAFEN UND STADT



A B B. 18 TREPPENWEG NACH THERA

erhärtet, dass man keine Schalung für die Wände braucht. Oft, besonders an Stützmauern, lässt man die Lavaklötze sichtbar, das Schneeweiss mit den blutroten Flecken sieht aus wie Neuschnee über Geröll oder Zucker über Erdbeeren. Die Häuser sind aber alle über und über rein weiss verputzt, und am strengsten wird bei Kirchen und Kapellen darauf gesehen, dass sie untadelig sauber sind, vom vielen Uebertünchen sind alle Ecken und Kanten rund verschliffen, und selbst der Boden hat in weitem Umkreis Tünche abgekriegt. Im Sonnenglast gibt dieses Uebermass von Weiss ein klingendes, durchsichtiges Spiel von Licht und Schatten und Reflexen aus dritter und vierter Hand, es ist, wie wenn sich hier die Stadt bewusst wäre, dass sie sich farbig gegenüber der Glut der Felsen nicht zersplittern dürfe, denn die Städte anderer Inseln, etwa Syra und Naxos, sind wohl auch wesentlich weiss, aber lustig durchsetzt von hellblauen und ocker-gelben und rosenroten Häusern, zwischen grauen Felsen und den tiefgelb verdorrten Schafweiden.

Als besonders belebend fällt die Unregelmässigkeit der Mauern auf und die leise Knitterung ihrer Oberfläche, alle Wände sind gebläht und verbogen, die Gewölbe bucklig, lebendig, nirgends tote Starrheit und maschinenhafte Exaktheit. Ganz von selbst wird hier durch Material und Bedürfnis der Sinn für kubische Form erzogen, und da eben das uns heutigen Architekten das Wichtigste ist, staunt man immer von neuem, wie modern hier seit Jahrhunderten gebaut wird.

So wird Santorin zu einem ungriechischen Höhepunkt einer griechischen Reise, und immer wieder verblüffen ungeahnte Bauten. So wanderten wir über Pyrgos auf den höchsten Berg der Insel, der von einem Kloster des Propheten Elias gekrönt ist, der so vielen griechischen Bergen den Namen gegeben hat (er sollte eigentlich der Spezialheilige und Patron aller Bergsteiger sein, neben der Madonna zum Schnee). Zwischen niederen Weinbergmäuerechen wateten wir im fushohen grauen Bimssteinstaub, in dem grosse runde Lavawacken tückisch verborgen liegen, in stetem Kampf mit dem Wind, der uns den Staub in Wolken und tanzenden Wirbeln in die Augen blies. Pyrgos, festungsmässig geschlossen und eng gebaut auf sonnigem Hügel, lag ganz verwoben in den süssen Duft von Rosinen und Tomatenpurée; das sind die Hauptprodukte der Insel, die einfach von der Sonne auf den flachen Dachterrassen der Häuser eingedickt und getrocknet werden. Auch hier alles schneeweiss, nur der Glockenturm der Kirche ist mit derben, blutroten Lavagliederungen verziert, ein Vorbild weisester Konzentration der Effekte. Dann geht es mühsam bergauf, in sengender Glut im Windschatten, und oben steht das Kloster im lodernden Sturm, schmerzhaft weiss im Sonnenglanz vor dem unbewölkten Himmel. Hier überschaut man die ganze Insel, wie weisse Brandung umschäumen die Städte die Abbruchkante, auf unserem Bild als feine Linie über der Brüstung und im Torbogen eben noch erkennbar, von hier geht es also nochmals 300 m tiefer zum Meer, aus dem weiter nördlich immer neue Inseln des heiligen Archipelagos steigen und im Süden als blaue Linie das langgestreckte Kreta.

Dann suchten wir eine alte Stadt, und fanden statt ihrer eine neue Kirche, denn als wir den hochgebirgmässigen, rings von Felsen umgebenen Pass Sellada überschreiten wollten, war der Sturm zu solchem Orkan gewachsen, dass es unmöglich war, aufrecht zu stehen. Es wehte uns buchstäblich südwärts hinunter, und dort, am Fuss senkrechter Felswände in einer Ebene, wenige Schritte vom Meer, liegt die Klosterkirche Perissa. Sie ist wohl im Bäderdeckel verzeichnet, aber nirgends wird man auf das Ausserordentliche dieses Bauwerkes aufmerksam gemacht. Hiller v. Gaertingen, der Erforscher des antiken Thera, begnügt sich, die Perissa als kleine Vignette irgendwo abzubilden: sie ist nämlich für Archäologen nicht alt genug. Es ist das üblehe Schema der byzantinischen Kreuz-Kuppelkirche, höchst stattlich allerdings mit ihren 8½ Meter Kuppeldurchmesser und 4 halbrunden Apsiden, das Ungewöhnliche besteht aber darin, dass das Ganze abgestrebt wird von 12 riesigen Strebebogen in den Ebenen der Kuppel-Tragbogen und der Diagonalen; diese Streber greifen hinauf bis zu den Tonnenkämpfern, überbrücken kühn den Umgang und bilden mit ihrem breiten Fuss die Unterteilungen der niederen Mönchwohnungen, die im Viereck die ganze Anlage klösterlich umschliessen. Wie ein Spinnenkörper in den weitausgreifenden Beinen, hängt diese Kirche in ihren Streben, natürlich ist auch hier alles rein weiss. Die Perissa soll noch keine 150 Jahre alt sein, aber wie alles Santorinische wirkt sie zeitlos, alle Formen sind auf ihr Grundschema reduziert, fast schmucklos, man könnte sich denken, dass sie schon 500 Jahre alt sei und dass in 500 Jahren hier noch ebenso gebaut wird, so sehr wächst alles aus dem Boden selber.

Dann war die Abfahrt der Ankunft würdig: bis gegen 9 Uhr morgens lag ringsum weisswogendes Nebelmeer, aus dem nur der Grat mit den weissen Städten und der Gipfel der Gegeninsel auftauchten, Meer war nirgends sichtbar, und vor der Dachterrasse erschien unser eigener Schatten in den rauchenden Schwaden riesig vergrössert und verzerrt mit blassen Regenbogenrändern, als richtiges Brockengespenst, wie manchmal in unserem Hochgebirge.

Peter Meyer.

Anmerkung. Die Bilder, Juli 1922 aufgenommen von Hanns H. Holdt, München, sind zum Teil in dem vorzüglichen Bilderbuch „Griechenland“ (Wasmuth-Verlag) erschienen, teils werden sie hier zum erstenmal reproduziert.

Näheres über die Architektur der Insel brachte mein Aufsatz in der Schweiz. Bauzeitung No. 20 vom 19. Mai 1923.